



Eine Kundreise.

Von Emile Zola.

Diese Novelle stammt aus dem Nachlaß des großen französischen Romanciers.

Lucien Bérard und Hortense Barivière sind seit einer Woche verheiratet. Die Mutter der jungen Frau ist Witwe und führt seit dreißig Jahren ein Spielwarengeschäft in der Rue de la Chaussée d'Antin. Sie ist ein trodenes und spitziges Weib von herrschsüchtigem Charakter, hat zwar ihre Tochter dem einzigen Sohn eines Eisen- und Kurzwarenhändlers nicht verweigern können, beabsichtigt aber, den jungen Hausstand gründlich zu überwachen. Im Ehekontrakt hatte sie den Laden Hortense übergeben, sich jedoch ein Zimmer in der Behausung vorbehalten. Tatsächlich leitete sie das Ganze weiter unter dem Vorwand, die Kinder in den Verkauf einzuarbeiten.

Es ist Mitte August, intensive Hitze herrscht; die Geschäfte gehen schlecht. Die alte Frau Barivière ist noch säuerlicher als sonst. Sie duldet nicht einmal, daß Lucien sich einen Augenblick neben Hortense vergift. Hat sie die beiden doch eines Morgens dabei überrascht, wie sie einander im Laden küßten! Und das eine Woche nach der Hochzeit! Alles muß seine Ordnung haben, und man muß dem Geschäft gleich einen guten Ruf schaffen. Niemals hat sie Herrn Barivière erlaubt, sie im Laden auch nur mit den Fingerspitzen anzurühren. Uebrigens war ihm auch nie der Gedanke gekommen. So hatten sie den Grundstein zu ihrem Unternehmen gelegt.

Lucien wagt noch nicht, sich aufzulehnen, sendet aber hinter dem Rücken seiner Schwiegermutter seiner Frau Handküsse. Eines Tages jedoch erlaubt er sich, daran zu erinnern, daß die beiderseitigen Familien ihm vor der Hochzeit eine Reise während des Honigmonds versprochen. Frau Barivière preßt die dünnen Lippen aufeinander.

„Meinetwegen“, brummt sie, „geht einen Nachmittag im Bois de Vincennes spazieren.“

Verblüfft sehen die Jungvermählten einander an. Hortense beginnt ihre Mutter tatsächlich lächerlich zu finden. Kaum wird sie nachts von der Guten allein bei ihrem Mann gelassen. Beim geringsten Geräusch kommt Frau Barivière auf bloßen Füßen, klopfte an die Tür und fragt, ob jemand krank sei. Antworten sie, es ginge ihnen gut, so ruft die Fürsorgliche: „Ihr tötet besser daran, zu schlafen.“

Morgen schlaft ihr mir sonst im Kontor ein.“

Das ist nicht mehr zu ertragen. Lucien zählt alle Ladenbesitzer der Gegend auf, die sich kleine Reisen gestatten, während Verwandte oder tüchtige Angestellte die Geschäfte betreten. Da ist der Handschuhhändler Ecke der Rue La Fayette, der augenblicklich sich in Dieppe aufhält; der Messerschmied aus der Rue Saint-Nicolas ist soeben nach Luchon gereist; der Juwelier dort gleich am Boulevard ist mit der Frau in die Schweiz gefahren. Jetzt gönnen sich eben alle behaglich lebenden Leute einen Monat auf dem Lande.

„Daran geht das Geschäft zugrunde, mein Herr! Verstehen Sie wohl!“ ruft Frau Barivière. „Zu Lebzeiten meines Mannes gingen wir einmal im Jahr, am Ostermontag, nach Vincennes, und haben uns dabei nicht schlecht gestanden... Soll ich Ihnen mal etwas sagen? Hören Sie gut zu: Sie verbummeln das Geschäft mit diesen Gelüsten, herumzureisen. Jawohl — das Geschäft wird zugrunde gehen.“

„Es war aber doch abgemacht, daß Lucien und ich eine Reise machen sollten“, wagt Hortense einzuwenden. „Befinn dich nur, Mutter, du hast das bewilligt.“

„Vielleicht... aber das war vor der Hochzeit. Man sagt allerlei Dummdinge vor jeder Hochzeit zu... Wie, bitte? Jetzt seid aber vernünftig.“

Um Streit zu vermeiden, ist Lucien hinausgegangen. Er verpürt den wilden Wunsch, seine Schwiegermutter zu erdroffeln. Als er nach etwa zwei Stunden zurückkommt, ist er ganz verwandelt, spricht mit sanfter Stimme zu Frau Barivière, ein leichtes Lächeln spielt um seine Mundwinkel. Abends fragt er seine Frau:

„Kennst du die Normandie?“

„Du weißt ja, daß ich sie nicht kenne“, antwortete Hortense. „Ich bin doch immer nur ins Bois de Vincennes gekommen.“

Am nächsten Morgen läßt ein Donner Schlag den Spielwarenladen erzittern. Luciens Vater, im ganzen Viertel als Papa Bérard bekannt und gerühmt als Lebenskünstler, der alle Dinge gütlich ordnet, läßt sich selbst zum Frühstück ein. Beim Kaffee ruft er aus:

„Hier bringe ich ein Geschenk für unsere Kinder.“ Und zieht triumphierend zwei Eisenbahnbillets aus der Tasche.

„Was soll das heißen?“ fragt mit halb-erstickter Stimme die Schwiegermutter.

„Gott: zwei Plätze erster Klasse für eine Kundreise in der Normandie... Fein, meine Kinderle, einen Monat in freier Natur! Ihr werdet frisch wie Rosen zurückkommen.“

Frau Barivière ist zerschmettert. Sie möchte schon protestieren, wagt sich aber im Grunde nicht in einen Streit mit Papa Bérard, der stets das letzte Wort behält. Was sie vollends verblüfft, ist die Absicht des Kurzwarenhändlers, die Reisenden sofort zum Bahnhof zu geleiten. Er wird sie nicht eher verlassen, bis er sie glücklich im Abteil verstaubt hat.

In dampfer Wut erklärt sie: „Gut, geht! Nehmen Sie mit nur meine Tochter fort. Mir schon recht; nun werden sie einander doch nicht mehr im Laden küssen, und ich muß auf die Ehre meines Hauses passen!“

Endlich sind die Jungvermählten in Begleitung des Schwiegervaters auf dem Bahnhof Saint-Lazare. Der Gluckstister hat ihnen gerade so viel Zeit gelassen, daß sie ein paar Wäsche- und Kleidungsstücke in einen Koffer stopfen konnten. Jetzt drückt er den Reisenden schallende Küsse auf die Wangen, empfiehlt ihnen, auf alles zu achten, damit sie später berichten können, was sie gesehen haben. Das soll ihm Spaß machen!

Auf dem Abfahrtsbahnsteig eilen Hortense und Lucien den Zug entlang, um ein leeres Abteil zu finden. Sie haben Glück und finden eines, in das sie eiligst einsteigen und sich bereits für ein Tête-à-Tête installieren, als zu ihrem Schmerz ein bekrillter Herr hereinsteuert, der sie seinerseits streng mustert. Der Zug setzt sich in Bewegung: Hortense wendet sich verzwweifelt ab und gibt vor, die Landschaft zu studieren. Tränen steigen ihr in die Augen; sie kann nicht einmal Bäume erkennen. Lucien tüfelt über ein geniales Mittel nach, sich des alten Herrn zu entledigen, findet aber nur unbrauchbare, zu energische Auskunftsmittel. Einen Moment lang hofft er, der Lästige werde in Mautes oder Vernon aussteigen. Vergebliche Hoffnung. Der Herr fährt bis nach Havre mit. Anker sich, beschließt Lucien jetzt, ruhig die Hand seiner Frau zu streicheln. Schließlich sind sie doch verheiratet und dürfen öffentlich zärtlich sein. Doch die Wacke des alten Herrn werden immer strenger. Offenkundig mißbilligt er diesen Virebesbeweis; errönd zieht die junge

Schlaflied für ein Arbeiterkind.

Der Tag geht nun schlafen, mein Kind.
Die Sonne geht zu Bett und ruht sich aus.
Der Mond und die Sterne sind
alle schon wach und schützen unser Haus.

Schlaf ein, mein Kind, sei still!
Weil dein Vater keine Arbeit mehr hat,
muß deine Mutter nähen und wachen.
Wenn die Mutter nicht näht, wird das Kind
nicht satt,
und dann kann das Kind nicht mehr lachen.

Schlaf ein, mein Kind, sei brav!
Schlaf mit der Sonne aus bis morgen.
Schlafe ruhig auf unsern Sorgen,
sei artig, mein Kind, und schlaf!

Dein Vater kämpft um Arbeit und Brot,
deine Mutter wacht und schuftet in Not,
Mond und Sterne leuchten nieder.
Der Tag geht schlafen. Nun kommt die Nacht.
Schlaf ein, deine Mutter weiß keine Pieder,
aber sie näht für dich und hofft für dich und wacht.
W. Wiebels.

Schaufenster.

Wenn man des Nachts durch die Straßen der Stadt geht, wo alles so still ist im Vergleich zum Tageslärm, und doch das Licht eine Art Leben vorläßt — da überkommt einem ein eigentümliches Gefühl, besonders wenn man die hellerleuchteten Schaufenster betrachtet.

Hier drinnen ist alles zu sehen, was nützlich und notwendig ist, was das Leben schmückt und Freude hineinträgt. Weichfallende Stoffe in glühenden Farben, geschliffene Kristallgläser, blinkende Messer, Küchengeräte, Werkzeuge, Bücher und Wäsche — und Blumen, die im elektrischen Licht dastehen und vom Sonnenschein träumen müssen. Alles dies in den Schaufenstern, so wie es auch der Tag zeigte.

Aber seltsam — jetzt bekommt es ein ganz anderes Leben — oder vielmehr nur ein gespenstisches Scheinleben. So unwirklich kommt mir alles vor, so tot... Die Dinge stehen für sich, abgetrennt von den Menschen, die sie schufen und die tagsüber an ihnen und mit ihnen ihr Tagewerk vollbringen.

Das macht's: die Menschen sind fort — und nur die toten Dinge sind mehr da. Die Menschen ruhen aus in erquickendem Schlaf, auf dieser so schmalen Brücke, die vom Einerlei des einen Tages zum Einerlei des anderen führt.

Die Menschen sind fort — aber die Stätten ihres Fleißes, ihrer Mühen sind da; und darin die Dinge, die ihre Arbeit geschaffen — jetzt ganz allein und verlassen im grellen elektrischen Licht — und nur vielleicht vom Blick eines einsamen und beständigen nächtlichen Wanderers gestreift. Und dem kommt es vor diesen stummen, glanzvoll schweigenden Schaufenstern jählings zum Bewußtsein, daß der herrlichste der Werte doch der Mensch ist — oder sein sollte! — der Mensch der Arbeit, der so wenig genießen darf von dem, was einzig und allein von ihm hervorgebracht worden ist — und ohne den die Städte öde, gespenstige Grabmäler sind...

Solche Gedanken mag man wohl des Nachts vor den beleuchteten Schaufenstern haben.
Hedda Wagner.

Frau ihre Hand zurück. Der Rest der Reise verläuft in unbehaglichem Schweigen. Endlich ist Rouen erreicht.

Lucien hat bei der Abfahrt aus Paris einen Führer gekauft. Sie steigen in einem darin empfohlenen Hotel ab und sind sogleich Beute der Kellner. Bei Tisch wagen sie kaum ein Wort miteinander zu wechseln, da alle Welt sie betrachtet. Zeitig gehen sie schlafen; die Zimmerwände sind so dünn, daß ihnen keine Bewegung ihrer Nachbarn rechts und links entgeht. Nun wagen sie nicht mehr, sich zu rühren, nicht einmal sich zu räuspern.

Beim Aufstehen am anderen Morgen schlägt Lucien Besichtigung der Stadt und baldige Abreise nach Havre vor.

Den ganzen Tag lang bleiben sie auf den Beinen: sie besichtigen die Kathedrale, wo man ihnen den „Butterturm“ zeigt, der von den Steuern errichtet wurde, die die Geistlichkeit aus den Molkereien der Gegend zog. Weiter pilgern sie ins Schloß der Herzöge der Normandie, in die alten Kirchen, die zu Futter-speichern verwendet werden, auf die Place-Jeanne-d'Arc, ins Museum, sogar auf den monumentalen Friedhof. Sie tun's, als ob sie eine Pflicht erfüllten, erlassen sich auch nicht ein historisches Gebäude. Fortense vor allem langweilt sich zu Tode. Sie ist derart ermüdet, daß sie am folgenden Tag in der Eisenbahn schläft.

In Havre erwartet sie eine andere Unannehmlichkeit. Die Betten in ihrem Hotel sind so schmal, daß das Paar in einem Zweibettzimmer untergebracht wird. Fortense saßt dies als Beleidigung auf und fängt an zu weinen. Lucien muß sie trösten und schwört ihr zu, nur so lange in Havre zu bleiben, bis sie alle Sehenswürdigkeiten besichtigt. Die tollen Wanderungen fangen von neuem an.

Von Havre geht's in der gleichen Art weiter durch mehrere Städte, die im Führer als wichtig angestrichelt sind. Sie besuchen Honfleur, Pont-l'Évêque, Caen, Bayeux, Cherbourg. In ihren Köpfen ruhmort es von Straßen- und Denkmalsnamen. Sie verwechseln die Kirchen; der schnelle Wechsel der Ansichten schüchtert sie ein, da sie sich gar nicht dafür interessieren. Nirgends noch haben sie ein friedliches Winkelchen für ihr Glück gefunden — wo sie sich unbelauscht hätten küssen können. Jetzt sind sie so weit, nichts mehr ansehen zu wollen, sehen aber getreulich ihre Reise fort wie eine Fronleistung.

Tag ohne Feierabend.

Hochöfen an der See. Im Dunkel der Nacht leuchtet der düsterröte Schein des kochenden Eisens weit über das Meer zu dem einsamen Trampsfahrer, der von Leuchtturm zu Leuchtturm, von Boje zu Boje sich von seinem Abgangshafen nach dem Zielhafen peilt. Die Landkarte des Weges — welch buntes Bild! Das Bild des Weges — welch Einerlei! Denn die geschwundenen Hügel Südschwedens, die zackigen Klippen und Säuren der finnischen Küste, die Lichter der großen Städte, die verträumten Wälder, die das Bottnische Meer eingrenzen — es glitt am Horizont vorbei, ein fahler Streif, ein dunkler Schatten, ein Nebel; so sehr einander gleichend, daß nur die verschiedenartigen Feuer der Leuchtschiffe und der Leuchttürme mittelsten, an welcher Landschaft das Schiff gerade vorbeigefahren. Was schiert auch den Erzdampfer die Landschaft; was schiert den Erzdampfer der Weg! Der ist nur dazu da, überwunden zu werden, mit möglichst geringem Kohlenverbrauch und mit möglichst vielen Tonnen Eisenerz im Bauch. Die Hochöfen an der See sind Ziel und Zweck, nichts sonst. Schnell laden und schnell löschen, darauf kommt es an. So donnern denn im Ladehafen die elektrischen Erzzüge Tag und Nacht, und so laufen in den Ladehäfen die Mammutkräne Tag und Nacht, bis das letzte Schiff wieder in See gehen kann. Die Seefahrt ist ein Stadium am laufenden Bande, das die Technik konstruieren möchte, von der Grube an, wo das Erz gebrochen wird, bis zur letzten Fertigwarenfabrik, die aus dem Eisen Gebrauchsgegenstände schmiedet.

Nächstens, wenn sich im Dunkel im Hochöfen das Rassel und Schnappen der Ladebrücken und Greifer mit dem Surren der elektrischen Züge und dem Rischen und Brausen abblasierender Dämpfe vermählt, scheint es, als ob sich die Ingenieure und Techniker hinter den breiten Fenstern der Zeichenstube die Industrie ohne Mensch zum Ziel gesetzt haben, als ob man in den Direktionspalästen der fernen Großstädte Organisation und Kalkulation, Geld und Kredit nach dem wahrwidrigen Plane marschieren lasse, die Herren von Stahl und Eisen unabhängig zu machen vom Menschen, von jenem Werkzeug Arbeitskraft, das den Anspruch erhebt, Mensch und gleichberechtigt zu sein. Wilde Elefanten fängt man mit gezähm-

ten; die Hunderttausende von Tonnen Eisenerz läßt und löst man mit Eisenbrücken, Kränen und Greifern, deren Stahl und Eisen menschliche Technik aus rohem, wildem Erz gewann und zu stählernen Hautieren wandelte. Die riesigen Brücken fahren sich selbst von Laderaum zu Laderaum; die Lastwagen, die Krankenhäuschen an der oberen Laufbahn schnurren vor und zurück; der Greifer senkt sich in den Bauch des Dampfers. Ein Duzend starkerzige Lampen und Scheinwerfer schneiden den Weg der Ladebrücke und des Greifers grell aus dem Dunkel, aber ihr Licht trifft höchstens zwei, drei Menschen. Tief unten in der Last sind ein, zwei Mann bereit, den Greifer zurechtzuwinkeln — immer auf dem Sprunge, um von der tonnenschweren Glocke bei ihrem Pendeln nicht getroffen, nicht gegen die Schiffswand gequetscht zu werden. Manchmal zeigt ein Mann auf Tod, daß nicht jedes menschliche Leben ausgestorben ist. Und oben, in der Kage, der Kranführer an seinen Hebeln. Dazu vielleicht auf dem ganzen, hundert Meter breiten und hunderte von Metern langen Arbeitsplatz der mechanisch abwiegenden Loren, der Halben und Kettenbahnen, der schiefen Ebenen und der Brücken und Kräne zwischen Schiff und Hochöfen ein Wächter, ein Kontrolleur. In den wuchtigen Türmen der Defen aber rumoren die Elemente. Und von Zeit zu Zeit kündigt ein feurigroter Fächer einen neuen Sieg des Eisens über das Erz. Auf seinem Hintergrunde malt sich eine geheimnisvolle Welt brodelnder Dämpfe und Nebel, schwarzer Eisenglieder und brauner Erzberge, toter Schiffe und lebender Krane. Die wenigen Menschen gehen in der Wucht der arbeitenden Maschinen unter, wie die menschliche Stimme in dem Höllenlärm dieser nächtlichen Sinfonie.

Tag und Nacht, Nacht und Tag rast die Maschinerie ohne Menschen — wenn nicht Sturm oder Nebel die Kette der Erzschiffe zerreiht und der Pier leer bleibt. Zehntausende und Hunderttausende von Tonnen werden bewältigt, umgeschmolzen, gezähmt. Die Kalkulationen der Direktion, die Berechnungen der Ingenieure stimmen: die Millionenanlagen in Stahl- und Eisenmaschinerie sparen Millionen an Löhnen... Stimmen und stimmen doch nicht. Es stockt das laufende Band auch ohne Sturm; vom Ende her läuft eine Röhmung über die so

lung ausgedachte Kette. Der Lärm in den Erz-
 jäsen wird schwächer, der eine und der andere
 Hochofen liegen tot, ausgeblasen. Die Kette
 der Erzschiffe wird dünner; in den Seiten-
 bassins der Häfen feiern sie, die schwarzen Ko-
 lossse von 6000 bis 10.000 Tonnen. Man
 braucht sie nicht. Und man braucht ihre Seeleute
 nicht; sie gehen stempeln... Und oben in Schweden
 wachsen die Halden, bleiben die riesigen
 Erzpiere leer, gähnen in den Verkaufstaxen
 die Angestellten und stehen in den Schuppen die
 Lokomotiven und Loren der Erzzüge. Langsam
 kriecht der Fehler in dem Schlupfposten durch:
 weil unten, in Holland, in Italien und an-
 anderswo die Hafnarbeiter stempeln gehen, die
 die Riesenbauten der mechanischen Entlade-
 maschinerie frei gefekt haben, gehen die See-
 leute der Trampfahrer stempeln und fangen
 die Erzgruben unter der Mitternachtsfonne an,
 Feierschichten einzulegen.

Stimmt und stimmt nicht. Die himmel-
 stürmende Rechnung der Industrie ohne Men-
 schen hat ein Loch. Die Maschine ist da. Aber
 man hat vergessen, ihr den richtigen Herrn zu
 geben, den Herrn, der groß genug ist, sie zum
 Diener zu machen: das Volk. Höher werden
 die Halden; es füllen sich die Häfen von auf-
 gelegten Schiffen; aus dem Tag ohne Feier-
 abend wird ein Feierabend ohne Arbeitstag —
 und Europas Völker darben angesichts der
 Mammutmaschinen, die Reichtum für alle be-
 deuten sollten und könnten. Tag ohne Feier-
 abend wird Nacht ohne Tag. P u d.

Der Abendstern.

Nach Einbruch der Dunkelheit kann der
 Beobachter des Himmels in diesen Tagen einen
 blendend hellen Stern hoch im Westen leuchten
 sehen: es ist der Abendstern, der Planet
 V e n u s . Wie ein Symbol des Friedens steigt
 er aus abziehenden Wolken herauf, und selbst
 noch durch dünne Wolkenschleier dringt sein
 strahlender Glanz. Der große griechische Dich-
 ter des Altertums Homer nennt diesen Stern
 „den schönsten, der voranstrahlt der dämmerigen
 Stunde“. Aber Homer befand sich gleich seinen
 Zeitgenossen, in einem großen Irrtum. Es
 gibt gar keinen Morgen- und Abendstern in
 dem Sinne, in dem die Alten ihn schilderten.
 Vielmehr handelt es sich in beiden Fällen um
 den gleichen Stern. Die Venus wandert eben-
 so wie die Erde und die anderen Planeten um
 die Sonne, sogar schon in einem Zeitraum von
 225 Tagen. Sie steht also bald östlich, bald
 westlich von der Sonne, geht bald vor ihr auf,
 bald nach ihr unter, und ist so abwechselnd, das
 eine Mal als Morgenstern, das andere Mal
 als Abendstern sichtbar. Wenn wir ins Welt-
 all hinausfliegen würden zum Jupiter oder
 Saturn, dann würde uns, von dort aus ge-
 sehen, die Erde das gleiche Schauspiel bieten.
 Sie wäre immer in der Nähe der Sonne zu
 finden, denn aus dieser großen Entfernung ge-
 sehen würde die Erdbahn zu einer kleinen
 Strecke zusammenschrumpfen.

In günstiger Stellung leuchtet die Venus
 in einem geradezu zauberhaften Glanz und ist
 dann selbst am hellen Tage mit freiem Auge
 erkennbar. Als im Oktober des Jahres 1700
 dieser Planet in M a d r i d am sonnigen Mit-
 tag von Tausenden von Menschen gesehen
 wurde, schloß man daraus, daß das Ableben
 des Königs Karl nahe bevorstehe. Zufällig ist
 der König dann auch tatsächlich am 1. Novem-
 ber gestorben; und so glauben törichte Men-
 schen, daß sich ein Sonnenplanet um die Wich-
 tigkeit eines Erdenwurms bekümmere.

Aber so hell der Stern auch dem bloßen
 Auge erscheint, so nahe man ihn auch in den

modernen Riesenfernrohren betrachten kann, so
 wissen wir doch von seiner Oberfläche verhält-
 nismäßig wenig. Es ist nur eine gleichmäßig
 bessel Fläche sichtbar, die den Eindruck erweckt,
 als wenn die ganze Oberfläche verdeckt wäre.
 So verhält es sich auch tatsächlich. Man weiß
 heute mit Sicherheit, daß die Venus von einer
 sehr dichten Atmosphäre umgeben ist, die für
 unser Auge undurchdringlich ist. Aus diesem
 Grunde weiß man auch heute noch nicht, ob
 dieser Planet sich ebenso um seine Achse dreht
 wie die Erde. Vielleicht herrscht auf ihm heute
 ein Zeitalter, wie es der Erdball vor Jahr-
 millionen gehabt hat.

Geschichten vom sparsamen Schotten.

Nach tritt der Tod den Menschen an . . .

Ein kranker Schotte fuhr nach London; er
 wollte sich operieren lassen. Der Schaffner be-
 merkte, daß der Alte bei jeder Station aus-
 stieg und knapp vor der Abfahrt des Zuges
 wieder einstieg.

„Was machen Sie immer draußen?“

„Ich löse mir bloß die Fahrkarte bis zur
 nächsten Station. Sie müssen nämlich wissen,
 ich habe einen Herzfehler, und London ist weit.“

Der Gipfel.

Von einem besonders geizigen Schotten
 wird berichtet, daß er seine Uhr nicht mehr auf-
 zog, weil er die Turmuhr vom Rathaus täg-
 lich schlagen hörte, und daß er seine Tapeten
 an die Wand nagelte, damit er sie bei jedem
 Umzug wieder mitnehmen könnte. Das ist
 sicher derselbe gewesen, der, als er Selbstmord
 begehen wollte, in die leere Wohnung seines
 Freundes schlüpfte, weil er sich dort ohne eigene
 Unkosten mit Gas vergiften konnte.

Drohung.

Der Redakteur einer großen Londoner Zei-
 tung erhielt nachstehenden Brief: „Herr! Wenn
 Sie nicht endlich aufhören, faule Witze über
 die sparsamen Schotten zu veröffentlichen, wer-
 den ich und alle meine Freunde nie mehr Ihre
 Zeitung lesen, wenn wir den Lesesaal der Frei-
 bibliothek besuchen! Ein Schotte.“

Der Kavaliere.

Ein Schotte wurde gefragt:
 „Wie war's denn gestern mit der Bissy?
 Teure Sache, was? Wieviel hast du ausge-
 geben?“
 „Bier Schilling“, sagte der Schotte. „Mehr
 hatte sie nicht bei sich.“

Fauls Geschäft.

Mac Raber, der Schneider, hatte unter
 seinen alten Ladenhütern sechs 50-Schilling-
 Anzüge, die er durchaus nicht loswerden konnte.
 Sein Freund Sandy jedoch wußte Rat. „Mac“,
 sagte Sandy, „du packst die sechs Anzüge in
 ein Paket, legst 'ne Rechnung bei für fünf
 Anzüge à 60 Schilling und schickst den ganzen
 Kram an Mac Dougall. Der denkt dann, du
 hast dich verzählt und nimmt dir den ganzen
 Schwung ab!“ „Du hast doch ein Köpfehen,
 Freund!“ rief bewundernd Mac Raber und
 ging sofort ans Einpacken. — Acht Tage später
 kam er erregt zu Sandy gerannt. „Ruinert
 hast du mich mit deinem dummen Rat! Ich
 „Nanu, wie so?“ „Ich schickte die sechs Anzüge
 mit der Rechnung für fünf an Mac Dougall,
 und was tut der Schuft? Er schickt mir fünf



Anzüge zurück und schreibt, er hätte nichts bei
 mir bestellt!“

Der Stotterer.

Mr. Macpherson aus Aberdeen hat ein
 Verfahren entdeckt, seine stotternden Landsleute
 zu heilen: er läßt sie auf ihre eigene Rechnung
 mit London telefonieren — und bei Fern-
 gesprächen kostet bekanntlich jede Minute Geld.

Was mancher nicht weiß.

Einen geradezu ungeheuerlichen Bevölke-
 rungszuwachs haben die Vereinigten Staaten
 von Amerika und die Stadt New York nach
 der Statistik zu verzeichnen. Im Jahre 1776,
 zur Zeit der Unabhängigkeitserklärung, hatten
 die Vereinigten Staaten nur 2,3 Millionen
 Einwohner, heute, nach nur einhundertund-
 fünfzig Jahren, ist die Zahl auf 118 Millionen
 angewachsen. Die heutige Stadt New York hat
 doppelt so viel Einwohner, wie damals das
 gesamte Amerika.

Zahlreich sind die Städte, die ihren Namen
 geändert haben. In neuester Zeit wurde Be-
 tersburg bekanntlich in Petrograd und später
 in Leningrad umgetauft, während die Haupt-
 stadt Norwegens, Christiania, ihren altnorwe-
 gischen Namen Oslo wieder annahm. Paris
 hieß in früheren Zeiten Lutetia, New York
 hatte ursprünglich den Namen New-Amster-
 dam; Ottawa war als Bytown bekannt und
 Konstantinopel als Byzanz.

Der Kampf gegen den Opiumgenuß hat
 in China erhebliche Opfer gefordert. So sind
 in den letzten dreißig Jahren rund 110.000
 Menschen wegen Verstoßes gegen die Opium-
 Verordnung hingerichtet worden.

Butter wurde zuerst bei den Hebräern ge-
 essen, während die frühen Griechen sie nur
 als Arznei und Salbe benutzten.

In der Türkei bilden Kafen eines der
 Hauptnahrungsmittel. Die türkischen Behör-
 den stellen fest, daß das Kafenfleisch zart und
 wohlschmeckend sei.

Schlangen werden vielfach gegessen, so ist
 bei den Negeren der Südstaaten Amerikas ge-
 wöhnlich Klapperschlange ein geschätztes Gericht.
 Auch die südamerikanische Anakonda oder die
 Wasserschlange wird mit Vorliebe genossen.

In Tibet ist Geseh, daß verheiratete Frauen
 nichts tun dürfen, um anderen Männern reiz-
 voll zu erscheinen. Aus diesem Grunde müssen
 sie ihr Gesicht mit einer schwarzen Pflanze über-
 streichen.

Die Lampreten, die im Wasser lebenden
 Wirbeltiere, saugen sich an großen Fischen, be-
 sonders Lachsen, fest und fressen sich in ihr
 Fleisch ein, sind also regelrechte Schmarozer.

Aluminium kann so dünn ausgerollt werden, daß 4000 Blätter nur einen Zoll dick sind.

In Indien gibt es acht Millionen Kinderwitwen, von denen fast viertausend noch nicht einmal fünf Jahre alt sind. Großmütter von zweiundzwanzig Jahren sind keine Seltenheit.

Menschen mit sehr guten Augen sind imstande, 3000 Sterne zu sehen; das größte bisher gebaute Fernrohr aber gibt die Möglichkeit, anderthalb Milliarden Sterne zu sehen.

Warum die Tischmesser nicht spitz, sondern rund sind, erzählt eine Geschichte aus dem 17. Jahrhundert. Bis dahin waren die Tischmesser spitz, da sie ja nicht nur bei Tisch, sondern auch als Jagdmesser benutzt wurden. Als Kardinal Richelieu eines Tages dem Kanzler Sequier zu Tisch laden mußte, der wegen seiner schlechten Manieren bekannt war, sah er zu seinem Entsetzen, daß dieser das Messer als Zahnstocher benutzte. Richelieu war dadurch so angewidert, daß er sofort anordnete, daß bei ihm nur noch vorn gerundete Messer auf die Tafel kommen dürften. Richelieus Einfluß war so groß, daß die runden Messer im ganzen Lande und in der ganzen Welt üblich wurden.

Berlin ist der Mittelpunkt Europas. Ein Kreis um Berlin mit dem Radius von 1750 Kilometer geht durch die äußersten Spitzen Europas, im Norden wie im Süden, im Osten und Westen. Auch ist Berlin der Mittelpunkt eines Kreises, der durch Paris, Dover, Christiania, Stockholm, Riga, Venedig, Mailand und Genf geht, und eines zweiten, der Dublin, Petersburg, Bukarest, Neapel und Bordeaux berührt.

Ein Ameisenstaat besteht aus etwa 100.000 Einzelwesen.

Die australischen Stämme der Pintos und Gumos befinden sich noch auf einer Kulturstufe, die Europa schon vor mehr als 5000 Jahren hinter sich gelassen hat. Ihr einziges Gerät ist ein Woomera, der mit Hilfe eines langen Steinsplitters hergestellt wird. Ein Pintomann macht Feuer, indem er den Rand seines Woomera an einem Schilde aus weichem Holz reibt.

In Frankreich wird ein Gesetz vorbereitet, das den Verkauf von Trompeten, Mundharmonikas und ähnlichen Blasinstrumenten verbieten soll, da man diese Instrumente, die von „Mund zu Mund“ unter den Kindern gehen, für gesundheitsgefährlich hält.

Für das Studium der Bakterien ist ein wichtiger Fortschritt gemacht worden. Während die bisher angewandten mikrophotographischen Apparate in der Regel den Flächeninhalt hundertmal vergrößerten, hat J. C. Pratt in Washington einen Apparat konstruiert, mit dem man in gewissen Fällen eine neunzigtausendfache Vergrößerung des Flächeninhalts erreichen kann.

Eine 1000jährige Inschrift auf einer Schildkröte. Eine etwa einen Fuß lange fossile Schildkröte ist kürzlich in den Besitz des Naturhistorischen Museums von Chicago gelangt. Das Stück beansprucht die Aufmerksamkeit der Gelehrten verschiedener Wissenschaftszweige. Die Anthropologen interessieren besonders eine geheimnisvolle chinesische Inschrift auf dem Rücken des Tieres, die vor etwa 4000 Jahren hier angebracht worden ist. Die Schildkröte galt früher in China als heiliges Tier und man schrieb ihr die Kraft zu, die Zukunft vorher zu sagen. Die Inschrift, deren altertümliche Zeichen der Chicagoer Orientalist Laufer zu entziffern sucht, scheint auf diese Zauberkräfte Bezug zu nehmen. Den Zoologen ist das Fossil besonders deswegen wertvoll, weil es eine ganz unbekannte Art der

Gattung Testudo darstellt. Die Paläontologen aber haben herausbekommen, daß diese seitdem ausgestorbene Schildkrötenart im Miozänzeitalter, also etwa von 19 Millionen Jahren, gelebt hat.

Ein Höhlendorf. In dem 1400 Einwohner zählenden Dorf Langenstein am Harz gibt es keine Wohnungsnot. Zahlreiche Sandsteinhöhlen in den Abhängen des im Ortsgebiet liegenden Hoppelberges boten den Langsteinern schon seit Jahrhunderten im Falle der Not Unterschlupf, auch auf längere Zeit. In den Nachkriegsjahren wurden sie immer mehr zu Unterkunftszielen verwendet und dienen heute einem nicht geringen Teil der Bevölkerung als richtige Behausung. Man betritt diese Höhlenwohnungen von tiefeingeschnittenen Höhlwegen — förmlichen Höhlenstraßen und -gassen — aus durch eine starke in den Felsen eingelassene Haustüre, deren obere Füllung gewöhnlich eine Glascheibe aufweist, so daß ein wenig Licht auf den Höhlensur fällt. In den weiten, mehrere Meter hohen unterirdischen Räumen hausen dann oft zwei bis drei Familien in trockenen, warmen Quartieren, die durch Holzverschlüsse oder Steinmauern voneinander getrennt sind. Hier und da finden sich auch sauber ausgemauerte und mit Erweiterungsbauten versehene Höhlen, die nicht den Eindruck behelfsmäßiger Einrichtungen machen, vielmehr die Absicht der Bewohner bekunden, hier fernerhin ein Höhlendasein zu führen. Die Vorberge des Nordhanges zwischen Halberstadt, Quedlinburg und Blankenburg weisen in großer Zahl diese oft kilometerlangen und bis zu zehn Meter hohen Sandsteinhöhlen auf, die sich in dieser Anhäufung selten irgendwo finden.

— Heiteres. —

De Verantwortliche.
„Ob ich 'n Scherm mitnehme, Alte?“
„Wie de willst.“
„Ob's heide rächend?“
„Das gamarr nich wissen.“
„Na, da neh'm'ch 'n Schind mid.“
„Ja doch.“
„Awer wenn's hernach nich rächend, ärcher 'ch mich.“
„Na, da lass'n hier.“
„Awer wenn's rächend, wer'ch na.“
„Na, da nimm'n mid.“
„Du bist wärglich gud. Nimm'n mid, lass'n da, nimm'n mid. De mußt doch wissen, was de willst. Weens de, daß'ch 'n mitnehm?“
„Ja doch!“
„Gud, also neh'm'ch 'n mit. Awer 's klärt s'ch uff. Wenn's scherene werd, da den'ch nich mehr an den alvern Scherm un verlier'n. Ach was, ich neh'm'n nicht mid.“
Darauf geht er über den Vorplatz, sieht den Schirm stehen, nimmt ihn mit, läßt ihn in der Straßenbahn stehen, kommt patzschnach nach Hause und sagt zu seiner Frau:
„Das gomund drvon, wenn mir uff dich heerd!“
Kindermund. Baby sieht zum erstenmal, wie ein Pfau Rad schlägt. Jubelnd eilt sie zur Mutti und ruft: „Komm mal schnell mit vors Haus. Der Pfau blüht auf!“
Im Zoologischen Garten. „Du, Paul... ob wohl die Giraffe auch einen Schnupfen bekommt, wenn sie nasse Füße hat?“ — „Närrlich — es dauert nur ein bißchen länger!“

Aus dem Regen in die Traufe. „Ich kann das Zeug nicht essen“, seufzte der junge Ehemann. „Das macht nichts, mein Liebling“, flötete sie. „Ich habe so vorzügliche Rezepte für die Bereicherung von Ueberresten. „Dann will ich doch lieber essen!“

Unfassbar. „Hast du eine Frau, Onkel?“ „Rein, Willi.“ — „Woher weißt du denn immer dann, was du zu tun hast, Onkel?“

Kinder. In einer Vorklassse wird die Schöpfungsgeschichte erzählt. Der Lehrer fragt, warum Gott denn das Abpflücken der Äpfel verboten habe. Langes Schweigen, bis endlich die kleine Hanna schüchtern den Finger hebt und sagt: „Gott's wollten die Äpfel selber einfachen.“

Aus einer Verteidigerrede. „Aus der Blutwurst, die der Angeklagte entwendet hat, wird ihm das Gericht doch keinen Strick drehen wollen!“

Entschlossen. Sonja, zweieinhalb Jahre alt, war sehr unartig. „Der Papa hat dich nicht mehr lieb“, wird ihr gesagt. — „Denn liebt die Mutti mir“, sagt sie. — „Rein, die Mutti hat dich auch nicht mehr lieb.“ — „Na, denn nicht, denn lieb' ich mir alleine!“

Schach-Ede.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Schach, Postamt Nr. 65 bei Tepitz-Schönau.
Allen Anträgen ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 53.
Von Richard Ullrich, Görkau.
Schwarz: Kc5; Lg5; Ba2, a3, b6, d4, f7 (7).



Weiß: Kd7; Dh1; Le4; Sg8; Bf3, g3 (8).
Matt in 2 Zügen!
Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an oben genannte Adresse zu senden.

Lösungszug zu Nr. 50: Tg5-h5.
Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Oeyer Otto, Soaz; Ulrich Richard, Görkau; Dyna Josef, Postnitz; Dinneberg Emil, Teich; Walter Ludwig, Robert Franz, Schmied Ferdinand, Michel Rudolf, Kowitz; Häbbig Johann und Bräutigam Anton, Bergesgrün; Zach Anton, Trauschkowitz; Choulka Rudolf, Aulzig; Döhner Max, Mühlberg; Adolf, Dieb Anton, Tilsch; Hofmann Johann, Probstau; Beutel Wilhelm, Arnsdorf bei Teich; Adolf Wenzel, Arnsdorf bei Paiba; Kreiner Wilhelm, Tepitz; Albert Rudolf, Proßwitz; Onal Adolf und Trillich Gustav, Wischershan; Stoboda Karl, Nechwitz.

Internationales Schachgremietreffen in Georgensfeld (Sachsen).
Sonntag, den 30. August, wurde im Restaurant „Grenzsteinhof“ ein Freundschaftswettkampf zwischen den Genossen des II. und VII. Bezirks (Tepitz-Tuz) und IV. Bezirk (Dresden-Freiberg) ausgetragen. Daß für 50 Bretter geplante Treffen konnte infolge Regen nur an 30 Brettern ausgetragen werden, wobei unsere Genossen überraschenderweise mit 19:11 Punkten als Sieger hervorgingen. Retourspiel findet 1902 zu Ostern in Giedwald „Volkshaus“ statt.